

Pandemie setzt Jungen stark zu: Kinderspital am Anschlag

NZZ am Sonntag, 11.4.2021

Die Zahl der schweren Fälle am Kinderspital Zürich nimmt zu. Psychosomatische Krankheiten, Essstörungen und Suizidversuche haben sich etwa verdoppelt.

René Donzé, Rafaela Roth, Samuel Tanner

Der jüngste Teil der Bevölkerung leidet stark unter den Restriktionen zur Eindämmung der Corona-Pandemie. Das zeigen Zahlen des Beratungstelefon von Pro Juventute. Das sagen auch Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienste. Und die jüngsten Ausschreitungen von Jugendlichen deuten ebenfalls darauf hin. Nun schlägt das Kinderspital Zürich Alarm. «Diese Pandemie hat auch einen psychischen Preis - besonders für die Jungen», sagt der Leitende Psychologe des Kinderspitals, Markus Landolt, im Interview.

Die Statistiken des Spitals belegen dies: Die Zahl der Einweisungen von Kindern und Jugendlichen, die einen Suizidversuch unternommen hatten, ist letztes Jahr gegenüber 2019 stark gestiegen, von 22 auf 49. «Die Kinder sind sehr verzweifelt», erklärt Landolt. «Viele schildern ganz

schwierige familiäre Situationen, erzählen von schweren Konflikten und Gewalt.» Ebenfalls zugezogen haben Essstörungen, die zum Teil lebensbedrohlich sind, und dissoziative Störungen. Betroffene spüren ihren Körper plötzlich nicht mehr richtig oder können einzelne Körperteile nicht mehr bewegen.

Das Spital hat nicht nur mehr solche Patientinnen und Patienten, sie bleiben auch länger. Es ist fast aussichtslos, für die psychotherapeutische Nachbehandlung Plätze zu finden. «Die Versorgungslage ist katastrophal», sagt Landolt. Die Mehrheit der Betroffenen ist weiblich.

Männliche Jugendliche dagegen externalisieren ihre Probleme häufiger und werden aggressiv. Das zeigte sich etwa bei den Krawallen von St. Gallen. «Die Jungen fürchten sich vor sozialer Isolation», sagt der Basler Jugendpsychiater Alain di Gallo über den Frust der Jugend. Sie sei in öffentlichen Debatten lange vergessen gegangen. Auch di Gallo verzeichnet in seiner Klinik deutlich mehr Anmeldungen.

Seite 10, 20
Kommentar Seite 17



Politischer Widerstand: Corona-Skeptiker bei unbewilligter Demo in Altdorf. (10. April 2021)



Unpolitischer Widerstand: Ein Jugendlicher wird in St. Gallen kontrolliert. (9. April 2021)



Sie wollen doch nur, dass etwas geschieht

Die Polizei setzt auf Grossaufgebote, um neue Partynächte zu verhindern, die Politik versucht, die Jugend zu vereinnahmen. Aber die Jugendlichen interessiert das alles nicht.

Von **Rafaela Roth** und **Samuel Tanner**

Am Ende wird es ein weiterer Abend nervösen Wartens, Handy checken, Snapchat, Tiktok, läuft irgendwo etwas? «Momentan könnte es an allen 3 Orten krachen...», schreibt Gabriele, 21, per SMS. Er ist der einzige Jugendliche, der in dieser Geschichte beim richtigen Namen genannt werden will. An diesem Freitag kursieren Partyaufrufe für Zürich («ALLI WIEDER FETT ABGAH»), Winterthur und St. Gallen («die fettisti Party ever»).

St. Gallen ist zuletzt zu einem Synonym geworden für den Sturm und Drang von Jugendlichen, die seit einem Jahr zu Hause bleiben sollen. Auf dem Roten Platz, wo zwei Wochen zuvor alles begann, filmt und kontrolliert bereits um 19 Uhr die Polizei. Am Ende der Nacht wird sie neunzig Jugendliche weggewiesen und vierzig eingebracht haben.

Am späten Freitagabend landet Nikolaj, 18, mit seiner Clique «im Bunker», in der Zivilschutzanlage Riethüsl, wo die Polizei die Jugendlichen vernimmt. In den vergangenen Wochen haben sich bei ihm Wegweisungen, mehrere Anzeigen und Job-Probleme angehäuft: «Wir wollten nur zeigen, dass man nicht alles mit uns machen kann», sagt er.

Gabriele, der in diesen Nächten immer unterwegs war, bleibt zu Hause, weil er auf einem Liveticker gesehen hat, wie präsent die Polizei überall ist, «habe nichts verpasst!», schreibt er später in der Nacht.

Seit mehr als einem Jahr feiern die Jugendlichen in der Schweiz nicht, weil sie nicht dürfen. Der Bundesrat hat ihre Klubs geschlossen und verboten, dass sie sich in grösseren Gruppen treffen können. Nun gab es unbewilligte Partys, die teilweise in Gewalt ausarteten. In St. Gallen flogen Molotowcocktails. Der grosse Teil der Jugendlichen wollte nur feiern, wie sie erzählen. Es ist mehr Sturm als Drang.

Die politische Dimension

Jugendunruhen haben oft drei Phasen: 1. Widerstand auf der Strasse. 2. Laute Forderungen. 3. Vereinnahmungsversuche durch die Politik. Die Jugendlichen von St. Gallen wollen ihre Freiheit zurück. Sie wollen ihr eigenes Leben, das an guten Abenden eine Party ist.

Am Samstagmorgen werden uns die Jugendlichen erzählen, wie sie sich mit ihrem Widerstand den Vorschriften der Erwachsenen entziehen wollen - da versuchen politische Kräfte bereits, sie zu vereinnahmen.

Seit Monaten gibt es Widerstand gegen die Corona-Massnahmen des Bundesrats - etwa vom «Aktionsbündnis Urkantone», das am Samstag eine Demonstration in Altdorf durchführen wollte. Sie wurde nicht bewilligt und abgesagt, Hunderte marschierten trotzdem. Irgendwann räumte die Polizei den Tellplatz. Als Vertreterin der Jugend sieht sich «Massvoll», eine Gruppe um den Luzerner Nicolas A. Rimoldi mit Tausenden Followern. Er sagt: «Wir wollen die Befreiung der Jugend.»

Rimoldi sagt, er habe Verständnis für feiernde Jugendliche (für gewalttätige nicht), er kenne aber niemanden, der an einer der Partys in St. Gallen war. Sein Verein lebt nicht davon, dass er diese Jugendlichen vertritt - sondern von der Behauptung, er vertrete sie. In der Szene jener, die wegen der Corona-Massnahmen auf die Strasse gehen, bedauern wichtige Exponenten, sie hätten «leider» keine Kontakte zu den Jugendlichen.

Aus der Politik war es zuerst David Trachsel, der Präsident der Jungen SVP, der im «Blick» über die Ereignisse von St. Gallen sagte: «Wir sind weder erstaunt noch empört.» Nun sagt er: «Ich vertrete nicht jene, die Gewalt übten, aber die Frustrierten, die Verlierer dieser Krise. Dass sie aufbegehren, ist nur logisch.» Trachsel versucht, was Politiker bei neuen Bewegungen immer versuchen - und wobei ihn auch das Parteipräsidium der SVP unterstützt: Sie für sich einzunehmen.

Die Politik schaut ziemlich ratlos auf eine Jugend, die sie immer in den digitalen Medien vermutet hatte und die jetzt analog auf die Strasse geht. Eine Jugend, die sich nicht für Politiker interessiert. Die St. Galler Stadtpräsidentin Maria Pappa sieht die Grossaufgebote der Polizei nur als kurzfristige Lösung. Die Politik müsse lernen, die Jugend zu verstehen. Dafür lohnt sich eine Anatomie der Ereignisse von St. Gallen.

Alles begann bei Snapchat. Auf die Idee kamen Luca und seine Clique. Dass er es war, der den ersten Partyaufwurf postete, wissen weder die Polizei noch seine Eltern. «Project X-Party auf Drei Weihern», schrieb er, «ich will mindestens 100 Leute sehen.» Project X ist ein Film und ein Code für Partys, die ausarten.

Diese Jugend ist wie ihre sozialen Netzwerke: ein Wimmelbild, das sich unkontrolliert bewegt. Das macht sie umso unfassbarer.

Am 26. März soll es so weit sein. Luca verschickt den Snap in alle Richtungen, bald wissen alle Bescheid: Gabriele, Alejandro, Nikolaj - Jugendliche, die sich nicht kennen. Auf Snapchat verbreiten sich die Screenshots rasant. Es sind kleine Freundeskreise, die nach langer Zeit wieder einmal Teil von etwas Grosseem sein wollen. «Wir wollten nur, dass wieder mal was läuft», sagt Luca.

Am Anfang der Krise blieben die Jugendlichen zu Hause - aber seit dem Sommer, so erzählt es einer von ihnen, hätten viele Freundeskreise «ein Rüüml» gemietet, in dem man sich treffe. Was ihnen fehlt, ist das Adrenalin des Ungewissen.

Der Kampf mit der Polizei

Als die Jugendlichen, überwiegend Männer, an jenem 26. März eintreffen, ist die Polizei bereits da. Die Party verlagert sich in die Innenstadt. Bald gehen die Beschreibungen des Abends auseinander: «Die Polizei musste aus Notwehr zu Gummischrot greifen», sagt Polizeisprecher Roman Kohler. «Es war lange eine friedliche Party, dann kam die Polizei plötzlich von allen Seiten mit Schutzrüstung und Gummischrot», sagt Alejandro.

Noch in derselben Nacht jagt Nikolaj den Aufruf für eine nächste Party durch Snapchat, der Snap sieht ähnlich aus, der Ton hat sich verändert: «Wenn die Blauen kommen, wehren wir uns.» Nikolajs Aufruf multipliziert sich, weitere Aufrufe kursieren, am Ende wollen alle zuerst gewesen sein. Auf Snapchat entstehen fast ein Dutzend Untergruppen, eine trägt das Symbol einer Faust, eine andere den Spruch: «All cops are bastards.»

Auch Gabriele tritt einer Gruppe bei, «Sturm» heisst sie - zum Treffpunkt kommen fast hundert Jugendliche, schätzt er, sie reisen aus der ganzen Schweiz an. Gabriele will vor allem filmen. «Ich will die Sicht der Jugendlichen zeigen, Gewalt lehne ich ab», sagt er. Eines seiner Videos aus der ersten Partynacht erreichte über vierhunderttausend Aufrufe.

Diese Unruhen sind ohne die Macht der sozialen Netzwerke nicht zu erklären. Alles geht sehr schnell, Organisatoren braucht es nicht. Die Jugendlichen bleiben unter dem Radar, erscheinen plötzlich in grosser Zahl - um sofort wieder zu verschwinden.

Am Karfreitag ist die Stimmung nervös: Wann kommt die Polizei? «Sie kam früh», sagt Gabriele. Seine Gruppe zerstreut, er versteckt sich mit zwei anderen in einer Toi-Toi-Toilette vor den Polizeihunden. Einer aus seiner Snapchat-Gruppe sei verhaftet worden, erfährt er bald: «Sofort alle aus dem Chat», schreibt ein anderer. Minuten später ist es, als hätte der

Die Krawalle in Zahlen

740

So viele Wegweisungen erteilte die St. Galler Stadtpolizei in den vergangenen Tagen, 50 zog sie inzwischen wieder zurück.

150 000

Franken betrug der Sachschaden in den beiden Krawallnächten von St. Gallen.

2012

In diesem Jahr eskalierte eine Project-X-Party in St. Gallen. Aus diesem Grund war die Polizei bei dem neuerlichen Aufruf vor einigen Tagen alarmiert.



Chat nie existiert. Gabriele filmt weiter. Die Jugendlichen sind unorganisiert, kleine Grüppchen - die Dynamik schafft das Ereignis. Ein Molotowcocktail, Pyros, 50 000 Franken Sachschaden, zwei Verletzte, 19 Eingebachte, so lautet die Bilanz. Am Sonntag darauf erhalten 650 Personen eine Wegweisung.

«SG-Verbot» nennen es die Jugendlichen. Alejandro, 18, hat am vergangenen Freitag im «Bunker» bereits das zweite erhalten. Er lebt aber in St. Gallen. «Wo soll ich noch hin?», fragt er. Gabriele hat keine Freundin, er erzählt, wie schwierig es derzeit sei: «Was soll ich machen? Die Frauen wollen nicht Autofahren kommen oder so.» Die Jugendlichen dürfen noch arbeiten, aber sonst wenig. «Durch die Massnahmen ist doch viel mehr kaputt gegangen als durch die Krawallnacht», sagt Alejandro: Betriebe, Restaurants, Freundeskreise. Ihm sei sein Leben weggenommen worden und er habe dazu nichts zu sagen - es entscheiden die Erwachsenen, sagt er.

Der Jugendpsychiater Alain di Gallo sagt: «Die Jungen fürchten sich vor allem vor sozialer Isolation.» In seiner Klinik verzeichnet er seit letztem Herbst deutlich mehr Anmeldungen. Wie alle meistern Jugendliche neue Situationen mithilfe von Erfahrungswerten. Nur haben sie noch nicht so viele. In der öffentlichen Debatte seien sie lange vergessen gegangen. «Es ist eine Art Aufschrei eines kleinen Teils der Jugendlichen», sagt di Gallo. Jugendliche, die seit Corona noch viel strenger von ihren Eltern kontrolliert werden, die kaum gefährdet sind und als letzte geimpft werden, deren Freundeskreis auf eine Grösse von fünf Leuten geschrumpft ist. «Man muss über Räume für sie nachdenken», sagt der Jugendpsychiater.

Es ist das, was sich die Jugendlichen in St. Gallen zurückerobern wollten: einen Raum für eine Party. Die Nächte waren gleichzeitig ein Schrei, gehört - und in Ruhe gelassen zu werden. Diese Jugend ist wie ihre sozialen Netzwerke: ein Wimmelbild, das sich unkontrolliert bewegt. Das macht sie für die Politik umso weniger fassbar. In den vergangenen Tagen hat sie versucht, das Bild mit Grossaufgeboten der Polizei zu ordnen.

Die Jugendlichen blieben zu Hause, weil sie nach der ersten Wegweisung eine Anzeige riskiert hätten. Aber wer mit ihnen spricht, der merkt, dass die Party noch nicht vorbei sein soll. Nicht viele sind auf Gewalt aus, viel mehr auf das Adrenalin.

Was soll jetzt geschehen? «Irgendwas!», sagt Luca, der zur ersten Partynacht von St. Gallen aufgerufen hatte.

Irgendwas soll endlich wieder geschehen.

Aufruf zur Party: Nicht nur in St. Gallen, auch in Zürich und Winterthur hätten sich Jugendliche versammeln sollen. (Zürich, 9. April 2021)

Am Kinderspital Zürich hat sich die Zahl von Jugendlichen mit Suizidversuchen verdoppelt. In der Pandemie nehmen auch Essstörungen zu. «Wir laufen am Limit», sagt Chefpsychologe Markus Landolt.

Interview:
René Donzé



Blick in ein Therapiezimmer des Kinderspitals Zürich. Die Massnahmen gegen Covid-19 führen zu Einsamkeit, Traurigkeit und Ängsten vor der Zukunft.

«Die Kinder sind sehr verzweifelt»

NZZ am Sonntag: Suizid ist ein heikles Thema, bei Kindern und Jugendlichen erst recht. Darf man darüber überhaupt sprechen?

Markus Landolt: Sie meinen wegen des sogenannten Werther-Effekts, des Risikos von Nachahmungsstaten?

Genau.

Ein solches besteht vor allem dann, wenn man über konkrete Fälle spricht und diese genau schildert. Also etwa, wie und wo sich jemand das Leben nehmen wollte. Über das Thema an sich darf man sehr wohl sprechen - man muss sogar. Vor allem jetzt.

Warum?

Weil sich die Situation derzeit zuspitzt. Wir stellen am Kinderspital Zürich einen starken Anstieg von Selbstmordversuchen bei Kindern und Jugendlichen fest. Letztes Jahr kamen 49 Kinder nach Suizidversuchen auf unsere Notfallstation, im Vorjahr waren es 22. Die Tendenz im ersten Quartal 2021 war weiterhin steigend. Wir verzeichnen dieses Jahr bereits wieder 21 Fälle, also etwa gleich viel wie im ganzen 2019.

Der Schluss liegt nahe, dass dies mit der Pandemie zusammenhängt. Ist das so?

Noch gibt es keine endgültigen Studien, die das wissenschaftlich bestätigen, aber es ist höchst wahrscheinlich. Wir wissen aus den Gesprächen mit den Betroffenen, dass sie die Pandemie und die Massnahmen stark belasten. Kinder und Jugendliche sind sehr auf soziale Erfahrungen angewiesen. Das ist wegen der Beschränkungen seit längerer Zeit erschwert.

Was sind das für Kinder, die nicht mehr leben wollen? Was geht in ihnen vor?

Sie sind in der Regel über 12, sind also im Jugendalter. Die Mehrheit ist weiblich, das gilt auch bei den psychosomatischen Krankheiten. Mädchen internalisieren Probleme viel mehr als Buben, die eher gegen aussen reagieren, zum Beispiel mit Aggressionen. Die Betroffenen kommen aus allen sozialen Schichten.

Sie kümmern sich als Leitender Psychologe zuerst um die Jugendlichen, die ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Was erzählen sie Ihnen, wenn Sie an ihr Krankenbett im Spital treten?

Die Kinder sind sehr verzweifelt. Sie schildern meinen Mitarbeitenden und mir, dass sie keinen anderen Ausweg mehr gesehen haben, als sich das Leben zu nehmen. Meist haben sie nicht lange voraus geplant, son-

Markus Landolt



Der 58-jährige Markus Landolt ist seit 1987 am Universitäts-Kinderspital Zürich tätig, seit 2004 als Leitender Psychologe. Zudem lehrt er als Professor für Gesundheitspsychologie des Kindes- und Jugendalters an der Universität Zürich. Landolt gilt als einer der Pioniere der modernen Kinderpsychotraumatologie in Europa.

dern impulsiv gehandelt, aus dem Moment heraus. Viele sind froh, überlebt zu haben. Aber es gibt auch solche, die fragen: «Warum lebe ich noch?» Diese Kinder und Jugendlichen muss man dann vor sich selber schützen, damit sie nicht erneut einen Suizid versuchen. Es ist bedrückend, was sie erzählen. Viele schildern ganz schwierige familiäre Situationen, erzählen von schweren Konflikten und Gewalt. Es gibt aber auch jene, die Angst haben davor, in der Schule den Anschluss zu verlieren, die hohen Erwartungen der Eltern nicht erfüllen zu können. Bei den Grösseren geht es auch um die Angst um die eigene Zukunft, dass sie keine Lehrstelle finden. Und dann gibt es noch jene, die sozial ausgegrenzt werden und Mobbing erleben.

Inwiefern hat das mit der Pandemie zu tun?

Die Gründe für Suizidversuche haben sich gegenüber früher nicht stark verändert. Doch die Pandemie hat die Faktoren, die zum Selbstmord führen können, verstärkt: Zum Beispiel die Einsamkeit, die Traurigkeit und die Ängste vor der Zukunft. Zudem ist es so, dass diese Suizidversuche bloss die Spitze des Eisberges darstellen. Darunter liegen weitverbreitete Depressionen und Ängste.

Woran erkennen Sie das?

Es gibt einen starken Anstieg bei verschiedenen Diagnosen. So hat sich bei uns etwa die Anzahl stationärer Aufnahmen von Jugendlichen mit psychosomatischen Störungen während der zweiten Pandemiewelle deutlich erhöht. Die Zahl der Einweisungen in dieser Krankheitsgruppe war in der Zeit vom letzten November bis diesen März beinahe dreimal so hoch wie in der gleichen Vorjahresperiode. Und bei Jugendlichen mit Essstörungen hat sich die Anzahl der Hospitalisationen in der zweiten Jahreshälfte 2020 mehr als verdoppelt gegenüber dem gleichen Zeitraum im Vorjahr: von 21 auf 45.

Wie äussern sich solche psychosomatischen Störungen?

Das umfasst eine grosse Bandbreite an Symptomen, für die sich keine körperlichen Ursachen finden lassen. Die einen haben so heftige Schmerzen, dass sie nicht mehr zur Schule gehen können und stark eingeschränkt sind. Andere entwickeln dissoziative Störungen, das heisst, sie spüren ihren Körper plötzlich nicht mehr richtig oder können zum Teil einzelne Körperteile nicht mehr bewegen. Schwere Essstörungen sind zum Teil so lebensbedrohlich, dass die Betroffenen im Spital über eine Sonde ernährt werden müssen. Zur steigenden Zahl der Fälle

kommt dazu, dass viele Patientinnen und Patienten länger behandelt werden müssen. Und einige wollen einfach gar nicht mehr nach Hause gehen.

Was bedeutet das für Sie und Ihr Team?

Die Zunahme der Suizidversuche und der psychosomatischen Krankheiten hat zur Folge, dass wir mit dem gleichen psychologischen und ärztlichen Personal doppelt so viele Patienten abdecken müssen. Wir laufen am Limit. Einen Teil der uns zugewiesenen Patienten müssen wir ambulant behandeln, obwohl eigentlich eine stationäre Behandlung besser wäre, oder wir müssen sie weiterweisen. Doch alle sind im Moment überlastet. Für die psychotherapeutische Nachbehandlung unserer Kinder und Jugendlichen ist es praktisch aussichtslos, Plätze zu finden. Die Versorgungslage ist wirklich katastrophal.

Was Sie uns hier schildern, sind ja nicht die direkten Auswirkungen der Pandemie, sondern Folgen der Massnahmen gegen Covid-19. Würden Sie sagen, dass diese für die Jungen schlimmer sind als das Virus selbst?

Für Kinder und Jugendliche ist Covid-19 keine bedrohliche Krankheit, es gibt in diesem Alter äusserst selten schwere Verläufe. Sie leiden mit Sicherheit mehr unter den Massnahmen. Doch diese sind notwendig, um die Pandemie in den Griff zu kriegen.

Hat die Politik aus lauter Sorge um die Betagten und Personen mit Vorerkrankungen die Jungen aus den Augen verloren?

Ich glaube nicht, dass die Politik die Kinder und Jugendlichen vergessen hat, aber sie waren sicher nicht im Fokus. Die Massnahmen dienen ja auch dem Schutz ihrer Eltern und Grosseltern, die für die Jungen wichtig sind. Aber es ist schon so: Zu Beginn der Pandemie hat man die psychischen Auswirkungen sicherlich zu wenig im Auge gehabt. Es ging darum, Leben zu schützen. Nun wird immer deutlicher: Diese Pandemie hat auch

Resilienz

So können Eltern helfen

Im Umgang mit den Belastungen der Pandemie spielen die Eltern für ihre Kinder eine zentrale Rolle, sagt Psychologe Markus Landolt. Das können Sie tun, um die sogenannte Resilienz zu fördern:

- **Nicht jammern:** Eltern dienen den Kindern als Modell. Nehmen Sie gegenüber der Pandemie keine nur negative, sondern auch eine positive Haltung ein: Wir müssen das akzeptieren, machen wir das Beste daraus.
- **Positives erleben:** Starten Sie ein Projekt, bauen Sie zum Beispiel im Wald eine Hütte, unternehmen Sie eine Radtour, möbeln Sie ein Zimmer auf. Viele Eltern sind jetzt häufiger zu Hause. Nutzen Sie diese Zeit.
- **Isolation vermeiden:** Ermöglichen Sie Ihrem Kind soziale Kontakte. Sorgen Sie dafür, dass es nicht einsam vor dem Bildschirm oder am Handy versumpft. Vermeiden Sie übermässigen Medienkonsum.
- **Gefühle ansprechen:** Sprechen Sie es an, wenn sich Ihr Kind verändert, zurückzieht oder weniger isst. Auch Traurigkeit und Lebensmüdigkeit gehört angesprochen.
- **Hilfe holen:** Bei Anzeichen für Suizidalität oder psychische Probleme wenden Sie sich an Fachstellen wie den Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst oder den Kinderarzt.
- **Direkte Hilfe für Kinder: Pro Juventute, Dargebotene Hand. Tel. 147 oder 143.**

einen psychischen Preis, und dies besonders für die Jungen. Da muss die Politik handeln.

Wie?

Sie muss alles tun, damit wir möglichst schnell aus dieser Pandemie herauskommen. Es ist besser, wenn die Restriktionen stark, aber kurz ausfallen. Und man muss mit den Impfungen weiter vorwärtskommen.

Wie schnell, glauben Sie, kehrt für Ihre Patientinnen und Patienten wieder Normalität ein?

Das hängt von vielem ab. Essstörungen können chronisch werden, wenn sie nicht schnell genug behandelt werden. Bei depressiven und suizidalen Kindern geht es darum, dass sich das Familien- und das Schulleben sowie die sozialen Kontakte wieder normalisieren. Ich hoffe, dass alles bald vorbei ist. Doch die psychologischen Effekte werden noch länger spürbar sein.



Diese Pandemie hat auch einen psychischen Preis, besonders für die Jungen. Da muss die Politik handeln.»